

# Meine Erinnerungen an mein Heimatdorf Roth



von Alois Mehlig

## *Meine Erinnerungen an mein Heimatdorf Roth von Alois Mehlig*

### *• Unser Wohnen und unser Alltag*

In dem Dorf Roth, ein kleiner, beschaulicher Ort, am Rande des Hunsrücks, unweit von Rhein und Nahe gelegen, verbrachte ich meine Kinder- und Jugendzeit. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, in der ich geboren wurde, zählte Roth nur knapp 40 Häuser und ungefähr 180 Bewohner. Geprägt war der Ort von kleinbäuerlicher Struktur. Die meisten Familien lebten infolge der Realteilung in kleinen bäuerlichen Betrieben, deren landwirtschaftlichen Erzeugnisse vorwiegend der Versorgung der eigenen, meist großen Familie dienten. Männer mit nur ganz wenigem oder keinem Ackerland arbeiteten im nahe gelegenen Bergwerk in Waldalgesheim, in dem Manganerz abgebaut wurde, oder im Kalksteinbruch mit einer dazugehörenden Emailiefabrik (Blechfabrik) in Stromberg.

Die Anfänge dieses Bergwerkes liegen in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Eisenerz ist vor Millionen Jahren durch die Einmischung von Sauerstoff entstanden. Dadurch hat sich Rost gebildet, der sich unter enormem Druck zu Eisenerz verwandelt hat. Hier war es der aus Stromberg stammende Unternehmer Stahler, der auf der Elisenhöhe begann, Manganerz abzubauen. 1869 ging das Unternehmen durch Heirat an Dr. Friedrich Wandesleben über. 1887 entstand dann auf der Amalienhöhe der 1. Förderschacht. Im Jahre 1911 verkaufte Wandesleben das Unternehmen an die Gewerkschaft Dr. Geier, deren Besitz 1918 an die Mannesmann überging. Ein Erschwernis dieser Grube war, dass die Eisenmanganerze stark mit Quarz und Ton versetzt waren. So kam es denn auch, dass 1971 die Grube geschlossen werden musste.

Jugendliche, von denen nach der Volksschule nur wenige eine handwerkliche Ausbildung machten, arbeiteten einige in einer Laubsägenfabrik in Schweppenhausen, die Mädchen auch in fremden Haushalten. Ganz gleich wo die Leute arbeiteten, sie mussten den Weg dorthin zu Fuß gehen, denn selbst ein Fahrrad besaßen nur wenige.

Die bäuerliche Struktur war geprägt von Rinder- und Schweinehaltung. Die dominierende Rinderrasse war das Glanrind, das sowohl als Milchkuh wie auch als Fahrkuh geeignet war. Die Schweine dienten vorwiegend der Ernährung der Familie; nicht zur Nachzucht benötigte Ferkel wurden auch schon mal verkauft.

Die Böden der nur etwa 75 ha großen Gemarkung bestehen vorwiegend aus Kalksteinverwitterung, die wenig tiefgründig ist. Nur in einigen Gemarkungsteilen, so z.B. in der Langmos, Althausweg oder Warmsrother Weg sind die Böden tiefgründiger und haben einen höheren Lehmanteil. Grünland befand sich in der Niederung unterhalb des Dorfes. Es wird von einem kleinen Bach durchzogen. Wir nannten sie die Langwiesen. Südlich des Dorfes waren die sogenannten Hackwiesen, auch Stierwiesen genannt, weil sie jeweils der Landwirt nutzen durfte, der den Gemeindebullen hielt. Ein Bulle diente zur Besamung aller Kühe im Dorf. Höchstens einmal im Jahr ließ man die Kühe kalben, denn man wollte sie auch möglichst lange Zeit melken und fahren. Die Geburt eines Kalbes war immer ein aufregender Vorgang. Die gebärfähigen Kühe – nach 9 Monaten Tragezeit – musste man gut beobachten, um bei der Geburt möglichst dabei zu sein. Zu der Geburt selbst wurde meistens ein Nachbar hinzugerufen, denn wenn Kälber schwer waren – und das meist die Ochsenkälber – war Kraft und Geschick erforderlich. Etwa 6 Wochen wurden die Kälber an der Mutterkuh getränkt, bis sie dann andere Getränke bekamen und bald Heu fressen konnten. Gemolken wurden die Kühe von Hand, was in der Regel die Arbeit der Bauersfrau war.

Die Bewirtschaftung der Ackerböden lief in einem ziemlich festgelegten Rhythmus ab. Im ersten Jahr wurden möglichst Hackfrüchte angebaut, wobei man auf den leichteren Böden vorwiegend Kartoffeln und auf den besseren Böden Futterrüben (Rummeln / Dickwurz) anbaute. Im 2. Jahr säte man Getreide ein. Hier auch vorwiegend nach Futterrüben Weizen, nach Kartoffeln Roggen oder Gerste. Auch im 3. Jahr folgte noch Getreide, wie Hafer oder auch Futtermais. Vor dem Anbau von Hackfrüchten wurden nach Möglichkeit die Felder mit Mist gedüngt.

Das gesamte Heu wurde unbedingt zur Fütterung des Rindviehes in den oft langen Wintermonaten gebraucht. Wenn erforderlich wurde es auch schon mal mit Gerstestroh gemischt. Als Ergänzung zum Heu wurden im Winter die Futterrüben, die gemahlen und dann mit Spreu vermischt wurden, gefüttert. Der Abfall, der beim Mahlen des Brotgetreides entstand, die sog. Kleie, streute man entweder über die Futterrüben in die Krippe, oder man gab sie zu dem Getränk in den Vieheimer. Zur Fütterung des Viehes in den Sommermonaten baute man Rotklee (Deutscher Klee) oder Luzerne, auch „Ewiger Klee“ genannt, an. Die Luzerne wurde im Frühjahr grün gefüttert, zum Herbst dann meist zu Heu verarbeitet. Die Wiesen wurden zweimal im Jahr gemäht. Im Sommer zum Gewinnen von Heu und im Herbst ein zweiter Schnitt, dessen Ernte man Krummet nannte.

Das Ernten und Einbringen von Heu war keine leichte Arbeit. Das Gras musste zum Trocknen mehrmals gewendet, dann auf Bahnen oder Haufen zusammengehäuft werden. Mit dem Heuwagen wurde es in die Scheune gefahren und von dort mühsam mit der Gabel abgeladen und von den Kindern in die letzte Ecke des Heubodens gebracht werden. Aber wir Kinder freuten uns immer, wenn wir bei der Heimfahrt des Heus oben auf dem Heuwagen sitzen durften. Damit das Heu bei der Fahrt über die holprigen Feldwege nicht vom Heuwagen rutschen konnte, wurde es mit Hilfe eines Wiesbaumes gebunden. Der Wiesbaum, meist ein schlanker Stamm der Tanne, wurde vorn mit einer Kette und hinten mit einem Seil gehalten. Dabei wurden die beiden Seilenden an einer sog. Wendeachse befestigt und mit Hilfe von Wendelöffeln, mit denen die Wendeachse gedreht wurde, zgedreht, bis die Seile stramm waren.

Ebenfalls eine arbeitsreiche Zeit im Jahr war die Getreideernte. Zwar gab es zu dieser Zeit schon Mähmaschinen, sie mussten jedoch von Vieh gezogen werden. Ein Mann musste das Vieh über die Leine führen, der zweite saß auf der Maschine neben und stieß mit einem Rechen das Getreide in sog. „Klecken“ ab. Die Frauen und Kinder legten die Bündel zu Garben zusammen. Eine meist männliche Kraft band die Garben mit einem Erntestrick oder auch mit einem Strohseil zusammen.

Da die meisten Landwirte nur wenige Getreidefelder bestellten, hielten sie zum Fahren nur 2 Mutterkühe. Zum Ziehen der Mähmaschine wurden die Kühe in Kettenstränge gespannt, die am Kopf der Kühe, an dem sogenannten Joch und hinten an dem sogenannten Sielscheit, eingehängt wurden. Die Ackerleine, die vorn am Kopf der Kühe befestigt und hinten von dem Fahrer gehalten wurde, war ein dünnes Seil, das aus Flachs bzw. Hanf geflochten war.

Wenn die Familie um 11.00 Uhr auf dem Feld war und die Glocken zu Mittag läuteten, ließ man die Arbeit ruhen und betete gemeinsam „Den Engel des Herrn“. Die Gemeinde Roth hatte nur eine kleine Glocke, die in einem Holzturm am Gemeindehaus hing. Sie musste vom jeweiligen Ortsdiener von Hand über ein Seil gezogen werden.

Am Abend wurden die Garben - je etwa 10-12 - zu einem Haufen zusammengestellt und mit einer Garbe, die man Hut nannte, abgedeckt. Das spätere Einbringen geschah ähnlich wie bei Heu, wobei die Garben in 2 Reihen, immer mit den Ähren nach innen gelegt wurden, um Verluste der Ähren bzw. des Kornes zu vermeiden. Nach der Ernte mussten wir Kinder öfter noch über die abgeernteten Getreidefelder gehen, um lie-

gengebliebene Ähren zu sammeln. Jeder einzelne Halm war Geld wert und wurde zur Ernährung gebraucht.

Im Winter wurde das Getreide gedroschen. Nur wenige Betriebe hatten eine eigene Dreschmaschine. Der Halter einer Dreschmaschine fuhr mit seiner Maschine von Hof zu Hof. Zum Bedienen der Maschine, dem Einbringen der Garben, sowie dem Abnehmen der Strohballen waren mehrere Leute erforderlich. Dazu halfen sich die Nachbarn oder auch andere Leute aus dem Dorf gegenseitig. Die schweren Säcke mit dem Getreide mussten mühsam, meist über Treppen, auf den Fruchtspeicher getragen werden. Am Abend nach dem Dreschen gab es immer eine kräftige Brotzeit und Trinken, „Bubbes“ (Apfel- bzw. Birnwein), für alle Beteiligten.

Nach dem Abernten der Getreidefelder wurden diese flach gepflügt, man nannte das „Stoppelschälen“. Dabei durften wir etwas ältere Buben schon mal alleine, ohne unseren Vater, diese Arbeit machen. Wir machten das zwar gerne, es war aber schwere Arbeit. Die Kühe wollten nicht immer so wie wir und die Kraft, den Pflug richtig zu führen, fehlte auch noch. Wenn uns am Ende des Ackers beim Wenden der Vorderpflug umkippte, hatten wir große Mühe, diesen wieder aufzustellen.

Bevor Kühe zum Fahren eingespannt werden konnten, mussten sie an Joch und Strang gewöhnt werden. Dies geschah meist schon vor dem ersten Kalben. Dieses sogenannte „Anlernen“ machten wir Buben uns zu eigen. Es machte enormen Spaß, hatte jedoch seine Tücken. Hatten einmal junge Rinder noch zu kurze Hörner, dass daran noch kein Joch halten konnte, flochten wir von Stricken ein sogenanntes Kummet und hängten es, ähnlich wie bei Pferden, dem Rind um den Hals. Von einem alten Pflugkarren die Vorderachse mit den Naben bauten wir zu einem Schlitten um, den wir den Rindern anhängen. Nicht selten kam es vor, dass uns diese Rinder „durchbrannten“ (davon liefen) und wir in große Sorge gerieten, insbesondere wenn es schon langsam dunkel wurde.

Nachdem alle Feldarbeit getan und gedroschen war, wurde es wesentlich ruhiger im Dorf. Der Winter kam oft sehr früh mit viel Schnee und dauerte auch manches Jahr recht lange. In dieser Zeit wurde sich intensiver der Stall-, Hof- und Hausarbeit gewidmet. Auch wurde im Winter geschlachtet, wer konnte und wollte machte auch handwerkliche Arbeit.

Die Mütter und Großmütter saßen an den dunklen, kalten Wintertagen um den warmen Kohleherd und strickten, häkelten oder machten sonstige Heimarbeit. Um den Bedarf an Fleisch zu ergänzen, wurde auch schon mal ein älteres Huhn geschlachtet. Dazu wurde ihm auf dem Hackklotz mit einem Beil der Kopf abgehackt und anschließend nach einem heißen Wasserbad die Federn gerupft. Der alltägliche Kaffee wurde aus Gerste gebrannt. Dazu wurde die Gerste auf ein Stahlblech gestreut und im Backofen geröstet. Es kam schon mal vor, dass die Mutter oder Oma die Gerste „anbrennen“ ließen. Dieser Gestank zog sich dann durch das ganze Haus.

Zu Beginn des Winters wurden im Rother Wald die Schläge für Brennholz versteigert. Mit Säge und Axt wurden die entsprechenden Bäume gefällt und von den Seitenästen befreit. Zum Heraustragen und Aufsetzen des Holzes durften wir schon mal öfter mit. Der Weg von Roth in den Rother Wald war etwa eine Stunde zu Fuß zu gehen. Die Tagesverpflegung wurde im Rucksack mitgenommen. Das spätere Heimholen des Holzes mit dem Viehfuhrwerk war mühsam und nicht ungefährlich.

Ich erinnere mich, dass schon mal dem einen oder anderen Bauer der Wagen in einem Schlagloch stecken blieb. Dann musste mit langen „Bengeln“ oder auch durch Vorspann anderer Kühe der beladene Wagen herausgezogen werden. Ganz schlimm wurde es, wenn ein Wagenrad brach. Dann musste das Holz abgeladen werden, um das Wagenrad zu wechseln.

Im Frühjahr, wenn die Äcker abgetrocknet waren, ging die Arbeit auf dem Felde wieder von Neuem los. Es musste wieder geackert und gesät werden und so war das Jahr für Jahr.

Der Tagesablauf der Kinder auf dem Land war zwar nicht streng geregelt, eine gewisse Ordnung und Pflicht bestand aber schon. Ab dem 6. Lebensjahr mussten wir an allen Werktagen morgens um 8.00 Uhr zur Schule im Dorf, die in der Regel bis um 12.00 oder 1.00 Uhr dauerte. Da die meisten Kinder zu dieser Zeit noch keinen Ranzen oder Tasche hatten, packten sie ihre Schiefertafel und die wenigen Bücher unter den Arm. Naturgemäß waren die Jahrgänge unterschiedlich stark. In unserem Jahrgang z.B. waren es 9 Kinder, 2 Mädchen und 7 Jungen. Es waren dies: die Mehligs Rita, die Marga Steyer aus Genheim, der Seppel Steyer, der nach der 4. Klasse zum Gymnasium nach Bingen ging, der Rethse Seppel, der Sturme Wilfried, der Karste Kurt, der Sonnets Norbert, der Rudolf Steyer aus Genheim und ich selbst. Ich denke, es war der

letzte starke Jahrgang an der Rother Schule. Da die Schule eine einklassige Schule war mit allen 8 Klassen, waren es zeitweise über 40 Kinder in einem Schulraum. Davon in einem Jahr einmal allein 12 Mehligs.

Ich selbst ging noch 1 Jahr bei Lehrer Starkemeier, ab dem 2. Schuljahr schon bei Lehrer Tasch zur Schule. Da der Lehrer alle 8 Klassen unterrichten musste, kam es schon mal für uns ältere Schüler zu etwas Leerlauf. Ich erinnere mich, dass ich mit jüngeren Schülern auf der Speichertreppe lesen und rechnen musste.

An eine etwas lustige Begebenheit während des Schulunterrichts erinnere ich mich noch recht gut. Wir mussten ein Lied auswendig lernen, in dem es heißt: „Durch 100 000 zuckt es schnell und ...“. Bei Anneliese, die es vortragen sollte, war hier ein Aussetzer. Hinter ihr jemand sagte ihr leise vor: „und aller Augen warten auf Dich, o Herr“. Trotz großem Gelächter gab es Ärger.

Die Prügelstrafe war zu dieser Zeit noch allgemein üblich. Einmal hatte der Schüler Alois Meyer mal wieder eine Tracht verdient, ich denke, weil er einfach nicht lernen wollte. Als ihn Lehrer Tasch übers Knie legen wollte, ging Alois Meyer ihm an den Kragen mit den Worten: „Mein Vater hat gesagt, ich soll mich wehren.“ Danach war für diesen Tag die Schule aus.

Auch kam es schon mal vor, dass freche Buben den Mädchen die abgeschnittenen Schwänze von den geschlachteten Schweinen an ihr Kleid hingen. Ich erinnere mich, dass ein Mädchen mal so behängt, an die Schultafel musste. Auch das gab erheblichen Ärger.

In den Pausen spielten Jungen und Mädchen getrennt. Je nach Jahreszeit gab es Jahr für Jahr so ziemlich wieder die gleichen Spiele. War die Schule aus, ging es heim zum Mittagessen und anschließend mussten die Hausaufgaben gemacht werden. Der ein oder andere Schüler kam auch schon mal morgens zur Schule ohne Hausaufgaben. Wenn möglich, wurde dann schnell abgeschrieben. Der weitere Nachmittag stand uns - je nach Jahreszeit - zum Spielen zur Verfügung, es sei denn wir mussten mit aufs Feld.

Mit der Schulpflicht begann auch der Religionsunterricht. Dazu mussten wir einmal in der Woche zu Pfarrer Hyri nach Stromberg. Mit 8 bzw. 9 Jahren ging man

zum erstenmal beichten und anschließend zur Ersten Heiligen Kommunion. Ab dann musste man auch sonntags nachmittags zur Christenlehre, ebenfalls nach Stromberg in die Kirche.

An einem sehr heißen Sonntag im Sommer während der Christenlehre, gab es ein schweres Gewitter. Als wir aus der Kirche kamen, hörten wir, dass in Warmsroth der Blitz in zwei Scheunen eingeschlagen hatte. Wir liefen dorthin und sahen, wie beide Scheunen lichterloh brannten. Am unteren Ortsende war es die Scheune von Peter Heck, am oberen Ortsende die Scheune von Gumlings.

Der Sonntagsablauf war in der Regel ziemlich streng geregelt. Unsere Mutter ging in die Frühmesse, weil sie anschließend das Mittagessen kochen musste. Unser Vater fütterte frühmorgens das Vieh und ging anschließend um 10 Uhr ins Hochamt. Dahin nahm er uns Buben immer mit. Nach dem Hochamt hatte unser Vater in Stromberg meist noch kleinere Geschäfte zu erledigen.

Nach der Entlassung aus der Volksschule machte sich die Jugend langsam selbstständig. Dann gingen wir nach der Kirche schon mal durch den Hahn, oder andere Umwege nach Hause. Im Hahn befand sich an einer alten großen Kiefer ein Muttergottesbild. Leute aus Roth oder Stromberg pflegten diese Stätte und das vor dem Baum liegende Blumenbeet.

Schon bald nach Kriegsende fanden auf der Fustenburg in Stromberg durch die amerikanischen Besatzungssoldaten die ersten Tanzveranstaltungen statt. Deutsche Jungen und Mädchen gingen dort nicht hin. Es gab aber auch Ausnahmen.

In Roth wurde 1948/49 der Fußballklub wieder ins Leben gerufen. Der Vereinsname war FC Roth, die Trikotfarbe: weinrote Hemden und schwarze Hosen. Alle Ausstattung an Trikots, Schuhen etc. mussten die Spieler selbst anschaffen. Die Heimspiele fanden auf dem Sportplatz „Stemel“ beim Friedhof statt. Zu den Auswärtsspielen fuhren wir mit PKWs von Vereinsangehörigen. Nach den Heimspielen gab es im Vereinslokal „Zur alten Linde“ einen gemeinsamen Umtrunk. Auch die Spielersitzungen fanden dort statt.

Im Januar 1949 wurde auf Initiative von Pfarrer Peter Müller die Kolpingfamilie Stromberg gegründet, in der wir uns von Anfang an aktiv beteiligten. Die Zusammen-

künfte mit den älteren Mitgliedern der Kolpingfamilie war für uns Jüngere eine lehr- und segensreiche Zeit. Von da an war nach dem Hochamt der Frühschoppen bei Karl Valerius ein Muss. Allzu ausgiebig durften wir das nicht machen, denn wir mussten ja zum Mittagessen und nachmittags wieder Fußball spielen.

Bis zu dieser Zeit hatte die Rother Jugend tanzen gelernt und so gingen wir sonntags abends auch zum Tanzen. Je nach Veranstaltungen gingen wir – meist geschlossen – zum Saale Jung nach Waldalgesheim, wo der erste Tisch am Eingang zum Saal immer für die Rother reserviert blieb. Als in den ersten Jahren nach dem Krieg noch kein Alkohol ausgeschenkt wurde, nahmen wir schon mal unsere eigene Korbflasche mit. Den Wein oder Trinkwein hatten wir uns bei einem Weinbauer besorgt. Die Korbflasche stellten wir mitten auf den Tisch. Zum Zapfen hängten wir einen dünnen Schlauch in die Flasche und ans Ende des Schlauches eine Wäscheklammer zum Abdichten. Einer von uns, der nicht tanzte, musste die Korbflasche bewachen. Der Baba Paul hatte schon mal den Mut, während der Tanzpause ein kritisches Lied gegen die amerikanischen Besatzer zu singen. Beliebt war auch der Schneider Philipp im Warmrother Grund in Stromberg. Zur Fustenburg gingen wir eigentlich selten. In den ersten Jahren nach dem Krieg war die Ausgehzeit noch begrenzt. Abends nach 22.00 Uhr durfte niemand mehr auf der Straße sein.

Wenn in einem Nachbarort Kerb war, hatte diese den Vorrang, wobei wir zu Fuß oft kilometerweit gingen und meist erst spät nach Mitternacht den Heimweg fanden. Gab es einmal gar keine Tanzmöglichkeit, so beispielsweise in der Advents- oder Fastenzeit, gingen wir – mehrere Kumpels zusammen – schon mal nach Genheim zur Klara oder zum Gasse Philipp. Es wird erzählt, einmal hätten wir bei der Klara mit 6 Mann 72 Halbe getrunken. Auch spielten wir in den ersten Jahren nach dem Kriege im Winter mehrmals Theater. Bei den Einübungen ging es meist recht lustig zu. Peter Kruger war unser Regisseur. Der Baba Paul sorgte öfter mal für Belustigung. Einmal streckte er uns Mitspielern den blanken Hintern zu.

Eine ganz ausgefallene Idee war es, eines späten sonntags abends noch zu viert nach Reckertshausen im Hunsrück zu fahren. Dort war die Hedwig Sturm verheiratet und ihr Bruder Rudi wollte dorthin zur Kerb. Eigentlich wollten wir spätestens montagmorgens nach dem Frühschoppen wieder heim. Dass wir aber erst am Dienstag früh fahren, war sicher nicht so gut. In Roth angekommen begegneten wir auf der Straße unserem Vater. Der sagte nur: „Kommt ihr nur mal heim zu eurer Mutter.“

Wenn ich mich heute, nach mehr als 60 Jahren zurückerinnere, kann ich sagen: Die ersten Jahre nach dem Krieg waren für viele eine schwere, für uns Jugendliche auch eine schöne Zeit. Als dann so Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre die ersten Kumpels in feste Hände gerieten, begann langsam der Ernst des Lebens. Vielleicht war es auch ganz gut so, denn wie sagte Schiller schon in seiner Glocke: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe.“

### • *Teil 2: Unsere Nachbarn und Mitbewohner*

Ich beginne in der Mitte des Dorfes, dort wo Geishübel, Genheimer Weg und Trift zusammen stoßen. An der Stirnseite dieses Platzes steht das Gasthaus „Zur alten Linde“, an dem ein Tanzsaal angebaut war. Nur vom Hörensagen weiß ich vom Inhaber, dem Vater von Leo und Katharina, dem „Wenze Schorch“. Er starb früh. Seine Frau, eine geb. Heinrich, heiratete in 2. Ehe den Adam Kasper, der von Steinbach aus dem Hunsrück stammte. Er war ein akkurater und fleißiger Bauer und Gastwirt, der oft bis in die Nacht mit seinen Skatbrüdern am Stammtisch saß. Die Gaststätte war lange Jahre Vereinslokal des Fußballvereins FC Roth und des Gesangsvereins Sangeslust Roth 1895. In dem Saal wurde jedes Jahr am 1. Wochenende im September Kerb gefeiert. Dabei ging es immer feucht und fröhlich zu. Vor der Kerb wurde auf dem Dorfplatz der Kerbebaum aufgestellt. Dies war in der Regel eine große, geschmückte Birke, die wir Jungen im Hahn oder Herder-Wald holten, aufstellten und feierlich einweiheten. Alle Dorfjungen (Kerbeburschen) hatten ihr Kerbemädchen aus nah oder fern dabei. Montags abends wurde der Kerbehammel – mit Deckchen, das die Mädels gehäkelt hatten – herausgetanzt und zum Ende der Kerb der Mondscheinwalzer getanzt. Schutzpatron der Rother war und ist der hl. Ägidius, dessen Namenstag am 1. September ist.

Einmal hatten wir eine sog. „Bierzeitung“ geschrieben bzw. gedichtet, in der die Stärken und Schwächen aller Rother Familien beleuchtet wurden. Diese Bierzeitung durfte ich am späten Kerbesonntag vortragen. Das Echo darauf war noch Wochen danach Tagesgespräch im Dorf. Nicht alle Betroffenen fanden das sehr lustig. Mir klingen heute noch manche Verse davon in den Ohren. Der Adam Sturm war zu dieser Zeit Vorsteher in Roth. Wir hatten u.a. den Vers gedichtet: „Der Adam ist der Kommandeur“, doch die Sädde kommandiert noch mehr.“ Die Sädde, das war seine ledige Schwester, die bei ihm im Haus wohnte.

Am Dienstag früh nach der Kerb wurde bei einem Umzug durch das Dorf die Kerb begraben und der letzte Wein und Schnaps getrunken.

Der Sohn Leo aus 1. Ehe von Schorch Wenz fiel als Soldat im 2. Weltkrieg. Die Tochter Katharina, die ich als fleißige und liebe Frau in Erinnerung habe, lernte uns Jungen nach dem Krieg Walzer tanzen. Begleitet wurde der Tanz von der Musik einer Ziehharmonika, die von Raimund Mehlig oder Josef Sonnet – genannt der „Kleen Seppel“ – gespielt wurde. Aus der Ehe mit Adam Kaspar stammt die Tochter Ernestine, die zusammen mit ihrem Mann Erich Orben die Gaststätte bis 1993 weiter führte. Erich stammte aus Essen, war Schreiner von Beruf und längere Zeit unser Torwart.

Oberhalb der Gaststätte steht das Haus von Martin Sinz. Er war Bauer und Winzer, ein sehr frommer und sangeslustiger Mann. Es muss um 1936 gewesen sein, hatte er als Vorsitzender des Rother Obstbauvereins eine Obstausstellung im Saale Kasper organisiert, die große Beachtung fand. Martin Sinz hatte dabei den Mut, mehrere Lieder Solo zu singen, u.a. das Kirchenlied: „Mir nach spricht Christus unser Held“ und dies in der Nazizeit. Im Herbst schleppte er oft bis in die Nacht seinen Most über die Langmos in den Keller. Seine Familie war eine von nur zwei evangelischen Familien im Dorf. Sein Vater, den ich nicht mehr kannte, war der alte „Lunser“, dem in der Inflation nach dem 1. Weltkrieg viel Geld verloren ging. Wahrscheinlich aus Gram darüber, ließ er sich im Guldenbachtal vom Zug den Kopf abfahren. Es wird erzählt, man hätte ihn mit dem Pflugkarren nach Hause geholt.

Dem Martin Sinz spielten wir Jungen nach dem Krieg in der sogenannten Hexennacht (die Nacht zum 1. Mai) oft heftig mit. Einmal bauten wir seinen Klo, der im Hof stand und aus Holz gebaut war, ab und schleppten ihn auf den freien Platz und stellten ihn dort auf. Doch nach der Hexennacht brachten wir ihn wieder an seinen alten Platz zurück. Als Dank dafür schenkte uns der Martin dann mal kräftig ein, was er sonst nur selten tat.

Martin hatte eine Schwester, die Wilhelmine. Sie war ledig und hatte sich in Stromberg „Im Flitzebogen“ ein stattliches Haus gebaut. Wir Buben riefen ihr aus einem Versteck schon mal: „Mine-Mine-Minchen“ zu, was unserem Vater erheblichen Ärger einbrachte. Weil sie sich einmal kritisch zu den Nazis geäußert hatte, musste sie zur Staatsanwaltschaft zum Verhör.

Dem Martin Sinz gegenüber steht eines der ältesten Rother Häuser. Es gehört seit Generationen der Familie Mehlig. Der Vater unseres Vaters starb sehr früh. Alle drei Söhne blieben im Dorf ansässig, wo jeder eine Landwirtschaft betrieb. Die liebste Tätigkeit unseres Vaters war der Obstbau. Auf dem „Rheinacker“ (amtlich: Reutenacker) pflanzte er im und nach dem Krieg zwei modere Obstplantagen. Unsere Mutter verkaufte die Äpfel in Stromberg auf dem Wochenmarkt.

Nach dem Krieg ließen unsere Eltern aus Dankbarkeit für den heil überstandenen Krieg auf dem Rheinacker, an der Straße zur B9, ein steinernes Feldkreuz errichten. Dieses Kreuz trägt die Inschrift „Christus Wahrheit, Quell der Gnade, Herrscher der Natur. Auf dich, o Herr vertraue ich. In deinen Händen ruhet mein Geschick.“

Während und bis kurz nach dem Krieg waren die Lebensmittel rationiert. Alles Vieh, Rinder, Schafe, Schweine und sogar die Hühner wurden gezählt. Was überzählig war, musste abgeliefert werden. Von daher hielten die Leute Tiere, die nicht gezählt wurden, u.a. Kaninchen. Fast alle Leute im Dorf hatten mehr oder weniger davon. Wir Jungen tauschten fleißig die Rammler untereinander aus, um so eine „Inzucht“ zu vermeiden. Auch Gänse und Enten wurden gehalten. Wir selbst hatten einen Gänserich, der einen Hund ersetzte. Er ließ keine fremde weibliche Person in den Hof, wenn doch, gab es ein großes Getöse. Auch einen Schafbock hatten wir. Der ging ebenfalls gegen alles vor, was bunt, insbesondere rotfarbig gekleidet war.

Beim Schlachten der Schweine mussten die Hälften nach Vorschrift gewogen werden. Dabei kam es schon mal vor, dass die Schweinehälften unterschiedlich groß waren, zum Vorteil der Familie.

Ich selbst musste im September 1944 mit 17 Jahren zum Arbeitsdienst in den Westerwald. Auf dem Weg dorthin erschrak mich kurz vor dem Lager ein lautes Getöse. Später erfuhr ich, dass sich in der Nähe eine Abschussrampe der sogenannten V 1 befand, die diese Raketen nach England schossen. Im Dezember 1944 wurde ich Soldat. Ich kam zu einem Nachrichtenbataillon nach Koblenz, wo wir zum Funker ausgebildet wurden. Zu den üblichen Ausbildungsschikanen fanden nachts öfter noch Bombenangriffe durch alliierte Bomber statt. Wir scharten uns wie Küken im Keller unserer Kaserne um unseren Hauptmann und fühlten uns in großer Gefahr, wenn ein Bombenangriff nach dem anderen näher kam. Ich erinnere mich, dass wir an Weihnachten 1944 auf der Rheinbrücke und am Bahnhof Koblenz Bombenschäden beseitigen mussten.

Als die Front näher kam, zogen wir uns zurück bis in die Nähe von Würzburg, wo ich in amerikanische Gefangenschaft kam. Die ersten Wochen war ich in einem riesengroßen Sammellager Nähe Ludwigshafen. Das war die Hölle. Wir hatten weder was zu Essen noch zu Trinken. Eines Tages hörte ich einen Ami zu einem anderen sagen: „30 men“. Ich rannte zu meinen Kumpels. Wir hatten Glück, kamen als letzte auf einen LKW und losgings – egal wohin. Wir landeten in einem kleinen Lager bei Bensheim-Auerbach. Auf einem Soldatenfriedhof mussten wir Gräber schaufeln für gefallene Soldaten. Jeder Gefangene musste pro Tag ein Grab ausschaufeln. Eines Tages kam ein farbiger Offizier auf mich zu und fragte: „How old are you?“ Ich sagte: „17 yeares.“ Er nahm mir den Spaten ab und brachte mir einen Rechen. Von da ab hatte ich es wesentlich leichter. Abends auf dem Heimweg kamen wir an einer Rübenmiete vorbei. Manchmal erlaubte uns die Bewachung 1 Rübe mitzunehmen, die wir im Lager kochten und so unsere karge Verpflegung ergänzten. Dort war ich 4 Wochen. Anschließend kamen wir wieder in ein Sammellager. Das war wohl im Mai 1945. Die Nächte waren nass und kalt unter freiem Himmel. Oft stellten wir uns zu Haufen zusammen, um uns Schutz zu geben. Nach ca. 4 Wochen kam ich mit einem Transport Richtung Frankreich. Wir wurden mit je 60 Mann in Viehwaggons verladen, keiner wußte wohin. Wir hatten für 3 Tage Verpflegung, die Fahrt dauerte jedoch mehrere Tage. Geöffnet wurden die Waggons während dieser Tage nicht. Unser Ziel war Marseille (Südfrankreich). Wir sollten wohl noch in die USA verschifft werden, doch das Kriegsende bewahrte uns davor. Dort in Marseille wurden wir auf einer Anhöhe in Zelten in einem ehemaligen Strafgefangenenlager untergebracht. Außer glühender Hitze und Sandstürmen war es erträglich. Nach ca. 6 Wochen wurde ich als Jugendlicher mit dem 1. Transport entlassen. Noch eine Nacht verblieben wir im Lager Dietersheim. Von dort marschierte ich mit dem alten Ellensohn über Rummelsheim und Genheim nach Roth. Unser Vater und Friedel waren gerade dabei im Hof Holz abzuladen. Sie konnten nicht ahnen, dass ich es war, der da zerlumpt und kahl geschoren nach Hause kam.

Der Ansturm an deutschen Kriegsgefangenen kurz nach dem Krieg war so groß, dass die Gefangenen nur mühsam unter menschenunwürdigen Verhältnissen in riesigen Sammellagern untergebracht wurden. In unserer Nähe waren solche Lager in Heidesheim, Hechtsheim, Dietersheim und Bretzenheim, wobei das Lager Dietersheim wohl das grausamste gewesen sein soll. Viele Soldaten mussten noch nach jahrelangem Krieg in diesen Lagern sterben.

Mein Bruder Friedel lernte nach dem Krieg Schmied. Er übernahm den elterlichen Betrieb, wurde 1964 Ortsbürgermeister bis 1999. Für seine ehrenamtlichen Tätigkei-

ten wurde er als erster Rother zum „Ehrenbürger“ ernannt. In seine Zeit fiel u.a. der Umbau der alten Dorfschule zu einem Dorfgemeinschaftshaus.

Oberhalb des Hauses Mehlig stand ein kleineres, älteres Haus, in dem die Familie Sonnet wohnte. Der Vater der Familie, der Heinrich hieß – wir nannten ihn „de Heine“ – war Maurer. Er trank gerne mal einen über den Durst, was ihn aber nicht zum Trinker machte. Die Familie hatte 6 Söhne, von denen 5 Soldat waren, 3 davon hatten sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet und auch 3 nicht mehr aus dem Kriege heimkehrten. Der jüngste davon, der nicht mehr heimkehrte, war Norbert, der mit mir gleich alt war. Nur einer der Söhne überlebte den Krieg. Er wurde im Krieg mit der sog. „Nahkampfspange“ ausgezeichnet. Da keiner der Söhne mehr nach Roth zurückkam, übernahm die Frieda, eine Tochter des Bruders von „Heine“, dieses Haus.

Gegenüber – oberhalb der Langmos – steht das Haus vom „Alten Eßner“. Nach dem 1. Weltkrieg kaufte Jakob Mehlig, einer der 3 Brüder Mehlig, der mit Magdalena – dem Lenchen – geb. Heinrich verheiratet war, dieses Haus. Er betrieb Landwirtschaft, hatte die Raiffeisenkasse und ein Lebensmittelgeschäft. Außerdem war in seinem Haus, in einem Vorraum, die Milchsammelstelle untergebracht. Dorthin brachten die Bauern früh morgens die Milch, die dann von der Molkerei Großpietsch aus Bingen per LKW abgeholt wurde. Die Milch eines jeden Anlieferers wurde gewogen. Der Fettgehalt bestimmte die Höhe des Milchpreises.

Jakob Mehlig starb noch im 2. Weltkrieg infolge eines Magendurchbruchs. Sein Sohn Ludwig, der den Betrieb übernehmen sollte, war Soldat, lange in russischer Gefangenschaft, verstarb schon 1952 durch einen Fahrradunfall auf dem Heimweg von Wallhausen, von wo er eine Bekannte zur Rother Kerb eingeladen hatte. An seiner Stelle übernahm sein älterer Bruder Lothar den Betrieb, der mit Elfriede Steyer – Tochter des Altbürgermeisters Steyer – verheiratet war. Lothar war ein begeisterter Fußballspieler, doch zu den Heimspielen kam er öfter zu spät auf den Platz.

Die jüngste Tochter Auguste war mit dem Anton Dörr aus Warmstroth verheiratet. Sie hatten sich zusammen mit Gustes Mutter auf der Stinneshöhe in Stromberg ein Haus gebaut. Eines sonntags nach der Kirche saßen wir mal wieder beim Vallerius beim Frühschoppen. Auch der Anton war dabei. Weil wir zu lange aushielten, machte er sich schon zu Fuß auf den Heimweg. Vorher hatte er uns erzählt: „Heute gibt es Pudding.“ Kaum war der Anton aus der Wirtschaft, stiegen wir ins Auto, fuhren

schnell zu seinem Haus, stürzten uns in die Küche, ergriffen die Schüssel mit Pudding vom Schrank und fuhren los, bevor der Anton zuhause war. Einen Teil des Puddings verspeisten wir beim Kasper in der Wirtschaft, den Rest gaben wir zurück.

Oberhalb von Mehligs steht das Haus der ehemaligen Familie Feier. Gerhard Feier, der auf dem Bergwerk in Waldalgesheim arbeitete, starb früh an Lungenentzündung. Seine Frau Apolonia, die von Waldböckelheim stammte, musste mit 4 Kindern und einer ganz kleinen Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt bestreiten. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie einen Handkarren voll Gras aus dem Straßengraben ziehend, sich die Trift hoch quälte. Vor ihrem Haus befand sich ein kleiner Hühnerstall mit einem Pferch (Auslauf) nach der Straße hin. Wenn wir in den schneereichen Wintern mit den Schlitten vom Geishübel herunter rasten, landeten wir öfters mal in diesem Gehege. Auch war es schon mal üblich, dass in der Hexennacht bei offenen Toiletten der Klo-deckel angenagelt wurde, um so die Leute in Verlegenheit zu bringen.

Die Tochter Anneliese, die dieses Haus übernahm, heiratete sehr jung den Soldaten Peter Behr. Er war noch in seinen alten Tagen unser bester Fußballspieler auf halb-links. Nach dem Tod von Anneliese wurde das Haus verkauft.

Direkt gegenüber ist das „Bolle Eck“. Hier macht die Straße eine sogenannte Krümmung. Ich erinnere mich noch an den alten Bolle Kunerad, der neben seiner Arbeitertätigkeit eine kleine Landwirtschaft betrieb. Auch aus der Familie fiel der Sohn Heinrich als Soldat im Krieg. Der ältere Sohn Wilhelm war 6 Jahre Soldat, u.a. unter Rommel in Nordafrika. Von dort kam er in amerikanische Gefangenschaft und kehrte erst spät zurück. Auch er spielte all die Jahre mit uns Fußball.

Als letztes Haus auf der Südseite steht das Haus der Familie Reths. Der Schwiegervater, dem das Haus ehemals gehörte, war Johann Steyer. Die Leute nannten ihn „De Schnacker“. Man sah ihn als alten Mann oft auf der Treppe sitzen und seine Pfeife rauchen. Johann Reths, der auch auf dem Bergwerk arbeitete, starb sehr früh, auch an Lungenentzündung. Die Familie hatte 3 Söhne: Arnold, Josef und Karl, die leider alle drei schon verstorben sind. Den Karl, der Dachdecker wurde, nannten wir de Rethse Gockel. Einmal standen wir in lustiger Runde zusammen und amüsierten uns: „Karl, krähe doch mal!“, was er dann auch prompt tat. Wir lachten kräftig.

Das letzte Haus auf der Nord-Ostseite war früher die Dorfschule. Sie wurde um 1894 erbaut. In ihr waren der Schulsaal und eine Lehrerwohnung. Die Schule war eine

1-klassische katholische Volksschule, in der zeitweise über 40 Kinder unterrichtet wurden. Schon vor, bis noch nach dem Krieg war August Tasch Lehrer an dieser Schule. Er stammte aus dem Emsland, war mit einer Frau aus Berlin verheiratet, die ebenfalls Lehrerin war. Obwohl er herzkrank war, musste er noch Soldat werden, was auch sicher mit die Ursache seines frühen Todes war. Lieber als Turnen oder Fußball spielen ging er mit uns in den Hahn wandern. Dort mussten wir dann mit ihm Freiübungen und ähnliches machen.

An eine Begebenheit, die treffend den Charakter der Nazis widerspiegelt, erinnere ich mich noch heute. Anlässlich eines Besuchs des Schulrates wurde Lehrer Tasch aufgefordert, das Kruzifix aus dem Schulraum zu entfernen. Herr Tasch war bekennender Katholik. Er konnte und wollte das Kreuz nicht abhängen. Er beauftragte mich, als einen der ältesten Schüler, das Kruzifix verdeckt in einen Schrank, der vorn in der Schule stand, zu hängen.

Mit der Schulreform Ende der 1960er Jahre wurde die Schule in Roth aufgelöst. Die Kinder mussten von da an nach Stromberg zur Schule gehen. In den Jahren 1994-1995 wurde dieses Schulgebäude zu dem jetzigen Dorfgemeinschaftshaus umgebaut.

Vom Geishübel wieder zurück zum Genheimer Weg. Fest angebaut an das Gasthaus steht das Haus Eisenbach. Ich glaube mich noch an die Eltern von Johann Eisenbach erinnern zu können. Zu meiner Kindheit war die Mutter von Johann Eisenbach eine ganz alte Frau, die wohl etwas altersverwirrt war. Sie verirrte sich schon mal im Dorf und musste von ihren Kindern oder Enkeln gesucht werden. Der Großvater von Jakob Eisenbach kam aus Oberheimbach. Die Großmutter war eine geborene Kruger, Schwester vom Vater des Peter Kruger. Johann war Landwirt und Waldarbeiter. Er war Jahrzehnte im Rother Gemeinderat. Die Eisenbachs hatten 6 Kinder, von denen drei nach der Schule zu Verwandten nach Aachen gingen. Der Sohn Josef, der ein „Bärenkerl“ war, war in der Hexennacht meist sehr aktiv. Einmal hatte der Steyer Johann im Eck alle seine landwirtschaftlichen Geräte aneinander gekettet. Doch das half gar nichts. Uns allen voran der Seppel, zogen wir den ganzen Bündel bis zum Backes. Nach dem Tod der Eltern Eisenbach übernahm der jüngste Sohn Jakob das Haus, das er aber schon wieder an eine seiner Töchter übergeben hat, nachdem er auf dem Stemel neu gebaut hatte.

Als letztes Haus auf dieser Seite ist das Haus Sonnet. Johann Sonnet war Maurer. Er hatte sich dieses Haus mit Stall und Scheune selbst gebaut. Verheiratet war er mit

einer Frau aus Leipzig, die in Roth diente und mit Vornamen Mina hieß. Wir fanden sie als Buben recht lustig. Der mir etwa gleichaltrige Sohn Josef – wir nannten ihn „De kleen Seppel“ – war ein echter Naturbursche. Er hob als Junge auf den höchsten Bäumen die Vogelnester aus, spielte Fußball, Ziehharmonika (Quetsch) und fuhr schon früh nach dem Krieg eine schwere Horex, unter der er schon mal nach reichlich Alkohol, zu liegen kam. An eine Begebenheit erinnere ich mich noch heute: Bei dem Kasper im Saale war eine Veranstaltung, währenddessen es zu einer Schlägerei kam. Der Johann riss sporadisch am gegenüberliegenden Zaun eine Latte ab und schlug damit zu.

Auf der gegenüberliegenden Seite steht das Haus von Johann Mehlig, dem ältesten der 3 Brüder Mehlig. Er war als Folge des 1. Weltkrieges gelähmt und saß lange Jahre im Rollstuhl. Für die Arbeit auf dem Felde mussten sie sich einen Knecht halten. Der älteste Sohn Alfons fiel im 2. Weltkrieg in Frankreich. Nach dem Krieg wohnte ein paar Jahre ein älteres Ehepaar namens Kruger in ihrem Haus. Herr Kruger, dessen Vorfahren aus Roth stammten, war mit einer Engländerin verheiratet. Bis Ende des Krieges lebten sie in England.

Der jüngere Sohn Raimund wurde im Krieg verwundet. Er betrieb lange die Landwirtschaft mit Hilfe einer Unterschenkelprothese. Bei unseren Tanzabenden spielte er die Ziehharmonika. Bis ins hohe Alter war er ein aktiver Sänger im Rother Gesangverein. An vielen Plätzen in Roth erinnern geschnitzte Figuren und Bilder an sein ausgeprägtes Talent für diese künstlerische Arbeit.

Etwas abseits von der Straße steht das Haus von Martin Sturm. Unser Vater nannte ihn schon mal „De Reichstag“. Er soll wohl nach Ende des 1. Weltkrieges drei Tage verspätet nach Hause gekommen sein mit der Begründung, er habe in Berlin noch den Reichstag besucht. Auch aus dieser Familie fiel der jüngste Sohn Edmund im Kriege. Sein älterer Sohn Adalbert, der lange im Krieg war, übernahm den Betrieb mit Ackerbau und etwas Weinbau. Auf dem Grundstück befindet sich heute noch ein altes Haus mit Stall und Scheune, das früher zu landwirtschaftlichen Zwecken genutzt wurde.

An der Zufahrt zu diesem Haus steht ein kleineres, älteres Haus, das Haus von Peter Klein. Die Familie Klein hatte vier Töchter, wovon die älteste nach dem Krieg den Dachdecker Ernst Klein aus Dortmund heiratete, der ein gut gehendes Dachdecker-geschäft aufbaute, das sein Sohn Peter erweitert hat und heute noch betreibt. Peter Klein arbeitete in Stromberg auf der Blechfabrik Wandersleben. Es war einer der

Ersten in Roth, der in die NSDAP eintrat. Ich erinnere mich noch gut an ihn in der braunen Uniform. Doch er war nicht der einzige Rother, der in der NSDAP war. Egal, seine Frau, das Katche, war eine fleißige, hilfsbereite Frau.

An der Ecke von Geishübel und Trift steht das Haus vom alten Jakob Sonnet. Die Rother nannten ihn „De alte Jab“. Im Winter machte er Hausschlachtungen im Dorf, im Sommer betrieb er eine kleine Landwirtschaft und betätigte sich als Anstreicher. Seine Frau hatte aus 1. Ehe einen Sohn, der nach Opladen ging, um in einem Chemie-Unternehmen zu arbeiten. Er hatte vier Töchter in unserem Alter, die in und nach dem Krieg häufig nach Roth kamen. Aus der 2. Ehe von Jakob Sonnet wohnten 2 Kinder im gleichen Haus. Der Sohn Josef wurde im Krieg schwer verwundet. Er war verheiratet mit Irene Mohr, die aus Warmsroth aus der Gaststätte Mohr stammte. Nach einem ihrer Vorfahren ist in Ingelheim eine Schule benannt, die Präsident-Mohr-Schule. Im Obergeschoß wohnte die Tochter Barbara, die mit Peter Steyer, ebenfalls aus Roth, verheiratet war. Er arbeitete ebenfalls im Bergwerk, wo er sich schon früh eine sog. „Staublunge“ zuzog. Die Eheleute Steyer hatten den mir gleichaltrigen Sohn Josef, der als erster aus Roth am Gymnasium in Bingen das Abitur machte. Er war als Steuerberater in Frankfurt tätig, wohnte in Bad Vilbel. Im Warmrother Grund besaß er eine Jagdhütte, von wo aus er eine Jagd betrieb. Leider verstarb auch er allzu früh. Ich selbst hatte mit ihm ein freundschaftliches Verhältnis. Meine Frau und ich waren auch zusammen mit seiner Tante und Cousine in Bad Vilbel zur Beerdigung, wo er in den letzten Jahren mit einer Griechin zusammenlebte.

Neben dem Haus Sonnet im Garten von Andreas Mehlig befand sich ein Haus, das während des 1. Weltkrieges abbrannte. Reste dieses Hauses waren noch lange vorhanden, so ein Brunnen und eine Jauchegrube. Eigentümer des Hauses war eine Familie Ludwig. Der alte Ludwig hatte den Spitznamen „Speckmaus“. Die Tochter heiratete den alten Ney.

Gegenüber der Straße war ein großer Sandhaufen, auf dem wir als Kinder oft spielten. Daneben stand ein altes, leer stehendes Haus. In diesem Haus soll früher eine Gaststätte – Hönings Wirtschaft – gewesen sein. Später erwarb dieses Haus Familie Ney, die sich dann 1912 ein neues Gehöft am Ortsende erbaute. Das alte, zerfallene Haus, in dem wir Kinder öfters spielten, wurde 1937/38 abgerissen.

Neben dem heutigen Gemeindehaus steht versteckt ein kleines Haus, das früher einer Familie Schiltz gehörte. Die Eltern verstarben früh, sie hinterließen einen Sohn, den „Schiltze Hennes“. Er heiratete nach dem Krieg in den Schwarzwald und betrieb dort mit seiner Frau eine Fremdenpension. Meine Frau und ich waren in den 70er Jahren einmal dort in Urlaub. Zu dieser Zeit lebte jedoch Hennes schon nicht mehr.

Das Herzstück des Dorfes Roth ist sicher das alte „Backes“. In diesem Haus befindet sich im Erdgeschoß ein alter Backofen, in dem noch bis lange nach dem Krieg Brot und Kuchen gebacken wurden. Zur Reihenfolge des Kuchenbackens vor der Kirmes, in der Quetschekuchezeit oder an anderen Festen, schellte der Ortsdiener aus mit den Worten: „Bekanntmachung: Es werd gleich gespielt vor Kuche se backe“. Zum Brotbacken sprach man die Zeit ab. Je nachdem wie kalt der Backofen war, musste mindestens eine Stunde vor Beginn der Ofen angeheizt werden. Dazu wurden Reiserwellen verwendet, die man im Winter im Rother Wald gemacht hatte. Der Ofen musste zu Beginn des Backens eine bestimmte Hitze haben. Die konnte man u.a. mit einem Strohalm auf der Schiese probieren. War der Ofen heiß genug, wurden die Brote mit der sogenannten Schiese in den Ofen geschoben. Wenn ich mich recht erinnere, wurden für unsere Familie – wir waren 9 Personen – meist so ca. 14 Brote gebacken. Das war der Bedarf für ungefähr 2 Wochen. Als Mehl wurde ein Gemisch aus Roggen und Weizen verwendet. „Angemehrt“ wurde das Mehl mit einem Sauerteig einen Tag vor dem Backen.

Kuchen- und Brotbacken waren Festtage vor, allem für uns Kinder. Im Obergeschoss des Hauses war ursprünglich die Dorfschule, später der Gemeindesaal, in dem die Gemeinderatssitzungen stattfanden und noch heute stattfinden. Im Nordteil des Hauses befanden sich die Feuerwehr und der Glockenturm. Die Glocke wurde vom Ortsdiener 3x täglich geläutet. Morgens zum Aufstehen, mittags um 11 Uhr zum Beenden der Feldarbeit; spätestens beim Abendläuten mussten wir Kinder nach Hause.

Gegenüber vom Gemeindehaus befand sich der „alte Friedhof“. Er war von einer hohen Bruchsteinmauer umgeben. Am Zugang von der Straße her war ein breites Tor, das von einem Torbogen überspannt wurde. Wann die ersten und letzten Toten dort beerdigt wurden, ist mir nicht bekannt. Als Kinder durften wir nur selten und wenn, dann nur mit unseren Eltern auf diesen Friedhof. Ansonsten war das Tor verschlossen.

Rechts oberhalb vom Friedhof steht das Haus vom Lorenz Klein. Der alte Lorenz Klein war Maurer. Die alten Rother nannten ihn „Hängarsch“. Die Familie hatte neben 3

Töchtern den jüngeren Sohn Alois, der Berufssoldat war und im 2. Weltkrieg fiel.

Gleich neben Lorenz Klein wohnte sein Bruder Jakob Klein. Er war Schuster und Ortsdiener. Unsere Mutter hatte einmal beobachtet, wie die beiden Brüder in Streit gerieten und sich dabei förmlich am Boden wälzten. In dieser Familie lebte ein Sohn, der Franz, der von Geburt an geistig behindert war. Wenn wir Buben ihm begegneten, fragten wir ihn: „Franz, wie ist das Wetter?“ Dann zeigte er zum Himmel und lachte dabei freundlich.

Die Tochter von Jakob Klein war Maria Klein, die mit Nikolaus Steyer aus dem Nachbarhaus verheiratet war. Den Vater von Nikolaus Steyer nannten die Rother „Briefsteyer“. Er war ein etwas gesetzter Mann, vor dem wir Buben uns etwas fürchteten. Oberhalb seines Hauses hatte er ein Grundstück, das an den Schulhof angrenzte. Beim Ballspielen in der Pause flog öfter mal ein Ball über den Zaun auf seinen Acker. Einmal machte er dem Spiel ein Ende, indem er den Ball holte und auf dem Hackklotz zerhackte. Sein Sohn Nikolaus, den wir den Nickel nannten, war 1900 geboren, also rund 30 Jahre älter als wir, doch war er in den Jahren nach dem Krieg oft in unserer Runde. Er machte mit uns Frühschoppen und stand öfter mit uns beim Adam an der Theke. Wir hatten es gerne mit ihm zu tun. Einmal in der Hexennacht mussten wir ihn zu Bett bringen. Seine Frau Mariechen lag im Bett wie „Rotkäppchen“, im hochgeschlossenen Nachthemd und weißer Schlafmütze. Das war ein Bild für die Götter.

Links neben dem Briefsteyer wohnte Peter Renzler mit seiner Familie. Peter Renzler war u.a. Ortsdiener bis Kriegsende, dann musste er das Amt abgeben, weil er in der Partei gewesen war. Mit im Haus wohnte ein Bruder seiner Frau, den wir nur den „Kunerad“ nannten. Er war unverheiratet und arbeitete im Wald. Für uns war er ein Sonderling. Ihm wurde nachgesagt, er hätte dem Spartakusbund angehört, einem radikal sozialistischen Bund, deren Begründer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht waren. Eine Tochter aus der Familie Renzler ist die Anna, die heute noch hochbetagt bei ihrem Sohn Helmut in diesem Haus wohnt.

Auf der anderen Seite „Im Eck“ wohnte die Familie Peter Steyer. Der alte Peter Steyer war lange Ortsvorsteher, wie auch später nach dem Krieg sein Sohn Johann. Die älteste Tochter Eva war verheiratet mit Hans Hoch. Hans Hoch stammte aus Erlangen/Obf. und hatte Bergbau studiert. Aus gesundheitlichen Gründen musste er die Untertage-tätigkeit aufgeben und kam so zum Kalkwerk nach Stromberg, wo er als Betriebsleiter

tätig war. Nach dem Krieg bauten sich die Eheleute Hoch in Roth ein Haus, und zwar am Ortsrand Richtung Genheim. Eva Hoch wohnte bis zu ihrem Lebensende in diesem Haus zusammen mit ihrer Tochter Elfriede. Eva Hoch wurde 102 Jahre alt, sie verstarb 2006.

Unterhalb von Steyers steht das Haus Hermann. Die alte Frau Hermann hatte mehrere Kinder und wurde früh Witwe. Sie arbeitete zeitweise in der Brotfabrik Weinheimer in Stromberg. Nach dem Tod ihres Mannes hatte sie noch den unehelichen Sohn Johann. Dieser Sohn war ein großer, strammer Kerl, der im 2. Weltkrieg als Pilot bei der Luftwaffe einen Jagdflieger flog. Nach dem Krieg heiratete er und wohnte in Konz bei Trier.

Unten an der Ecke zur Trift, gegenüber vom Gemeindehaus, wohnte die Familie Kruger. Ich erinnere mich noch recht gut an den alten Georg Kruger. Seine Frau war eine geb. Gilsdorf aus Hergenfeld. Drei und zeitweise 4 der Kinder wohnten im und nach dem Krieg in diesem Haus, wobei nur der jüngste Sohn Peter Kinder hatte. Peter, dessen Frau schon im Kriege starb, war von Beruf Schuster. Zu seiner Werkstatt musste man durch das Wohnzimmer der Familie gehen, was uns Kindern oft einen Rüffel einbrachte, weil wir die Schuhe nicht richtig abputzten. Als wir nach dem Kriege öfter im Saale von Adam Kasper Theater spielten, war Peter unser Regisseur.

Unterhalb vom Backes begann das „Unterdorf“. Auf dem Römer im Eckbereich stand ein älteres Haus, das nach beiden Seiten Grenzbebauung hatte. Rechts in diesem Haus wohnte der Steyer Karl mit seiner Frau, genannt die „Bett“ und 3 Buben. Einer davon, der Johann, trug im Dorf das Paulinusblatt aus, die Leute nannten ihn deshalb den Zeitungshennes. In der linken Haushälfte im Obergeschoß wohnte der alte Kleine Hannes mit seinem Katchen. Im Winter flochte er Körbe und machte Reiserbesen. Die meist runden Körbe mit zwei Griffen dran wurden aus Weiden geflochten, die vorwiegend an feuchten Wiesenrändern wuchsen. Zum Binden von Reiserbesen verwendete man Birkenreiser, die man sich von jungen Birken holen konnte. Bevor der Hannes mit der Arbeit begann, ging er jeden Morgen zum Kasper einen Schnaps trinken. Wenn an Kerb der Umzug durchs Dorf zog, marschierte er, die Kerbefahne schwingend voran, bekleidet mit Frack und Zylinder. Das Ehepaar hatte drei Söhne. Einer davon war der Kleine Peter, der in Roth ansässig blieb.

Am Ende des Zufahrtsweges vom Römer befand sich das Grundstück von Konrad Sturm, kein naher Verwandter seines Nachbarn Adam Sturm. Er betrieb ebenfalls

einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Im Winter arbeitete er vorwiegend im Rother Wald oder im Hahn. Da er ein paar Weinberge hatte, konnte er nach dem Krieg eine Straußwirtschaft betreiben. In erster Ehe war er mit einer Frau namens Kruger aus Genheim verheiratet, die schon bald nach der Geburt des 1. Kindes starb. Sein ältester Sohn Wilfried aus 2. Ehe war ebenfalls noch Soldat, war noch länger in Südfrankreich, in der Nähe von Lourdes, bei einem Bauern in Gefangenschaft. Nach seiner Rückkehr spielte auch er mit uns Fußball und zwar immer Linksaußen. Auf dem Grundstück steht noch ein ganz altes, kleineres Haus, das die Familie Sturm immer vermietete. Dieses Haus übernahm später Wilfried, renovierte es und benutzte es als Ferienhaus, da er selbst mit seiner Familie in Gelsenkirchen wohnte.

Die andere Einfahrt des Weges vom Römer führte zu dem Gehöft von Adam Sturm. Adam Sturm bewirtschaftete einen etwas größeren landwirtschaftlichen Betrieb, auch mit etwas Weinbau. Er fuhr als einziger Bauer mit einem Ochsesgespann, während alle anderen kleineren Betriebe ihre Milchkühe auch als Fahrkühe benutzten. Adam Sturm besaß auch eine kleine Schreinerwerkstatt, zu der wir Jungen aber keinen Zutritt hatten. Der älteste Sohn Herbert, der den Betrieb übernehmen sollte, wurde gegen seinen und den Willen seiner Eltern zur Waffen-SS eingezogen. Auch er kehrte nicht mehr aus dem Krieg zurück.

Insgesamt fielen im 2. Weltkrieg sieben junge Männer aus Roth auf den Schlachtfeldern in Ost und West. Das waren für das kleine Dorf Roth sehr viele. Auf dem Friedhof in Roth steht zum Gedenken an sie und die Gefallenen des 1. Weltkrieges ein Ehrendenkmal. Adam Sturm wurde nach dem Krieg der erste Ortsbürgermeister, da er ein erklärter Gegner des Naziregimes gewesen war.

An der Ecke Römer/Trift steht das ebenfalls ältere Haus der Familien Leimberger-Karst. Frau Karst geb. Leimberger war mit Anton Karst, einem gelernten Zimmermann verheiratet. Der älteste Sohn Richard war rothaarig und galt sowohl in der Schule wie auch auf der Gass als nicht gerade brav. Er war bekannt für viele dumme Bubenstreiche.

Bei der Schule waren die Toiletten außerhalb, die der Buben und Mädchen nebeneinander. Richard hatte beobachtet, dass die Anneliese auf der Toilette war. Was dann passierte, sagte Anneliese nach der Pause zum Lehrer: "Der Richard hat mich nass gemacht." Der Richard sagte nur zu seiner Entschuldigung: „Auf einmal ist es hochgegangen, da konnte ich nichts dafür“. Später meldete er sich freiwillig zur Kriegs-

marine, überlebte auch den Krieg und verheiratete sich danach nach Monreal in die Eifel. Der jüngere Sohn Kurt, der nach der Schule Dachdecker lernte, war unter uns Jungen der beste Maulwurffänger, denn im Winter konnte für uns Buben Maulwürfe fangen ein einträgliches Geschäft sein. Die gefangenen Maulwürfe mussten wir zum Bürgermeister bringen, der denen dann zur „Nichtwiederverwendung“ ein Beinchen oder den Schwanz abschnitt. Nach dem Winter wurde dann das Maulwurfsgeld ausgezahlt. Das Kontrollieren der Maulwurfsgeld geschah meist auf dem Nachhauseweg vom Schlittschuhlaufen. Dies taten wir auf dem „Froschenpfuhl“, der sich schon auf der Genheimer Gemarkung befand.

Der Schwiegervater von Kurt Karst war der alte Ellensohn aus Stromberg. Ihn traf ich im Gefangenenlager in Marseille, von wo wir auch gemeinsam aus Gefangenschaft heimkehrten. Vom Ehemann der Juliane Karst, dem Bayer Karl, der ein Bruder der Frau vom Wendelin Ney war, habe ich in Erinnerung, dass er während des Krieges – in Begleitung eines 2. Mannes – von Haus zu Haus für das WHW (Winterhilfswerk) sammeln ging.

Gegenüber vom Backes war das Gehöft des alten Heinrich Karl Pieroth. Seine Ehe mit einer Frau Klein aus Hergenfeld blieb kinderlos. Nach dem Tod seiner Frau übergab er den Betrieb an die verwitwete Frau eines Neffen vom Hunsrück. Auf dem Grundstück befindet sich noch ein kleines Mietshaus, das zeitweise an Familien mit Kindern vermietet war. Dadurch kamen wir Buben schon mal öfter in dieses Gehöft.

Die Straße weiter, an der Ecke zum Althausweg, befand sich das Haus der Familie Steyer-Wetzlar. Peter Wetzlar kam aus Schnellbach, Hunsrück. Er war gelernter Zimmermann und auch als solcher tätig. Auch diese Ehe war kinderlos. Frau Wetzlar war eine geb. Steyer, eine Schwester von Peter Steyer, dem Vater von Josef Steyer. Wenn wir Buben nach dem Kriege in der Silvesternacht u.a. in diesem Haus Besuch machten, ging es oft hoch her. Ich erinnere mich, dass wir einmal aus Übermut eine heiße Herdplatte zerschlugen.

Am Ende des Althausweges stand das Haus der Familie Pieroth. Die alte Frau Pieroth war verwitwet, hatte eine Tochter und 5 Söhne zu versorgen. Diese Pierothsbuben, die ja alle 10–15 Jahre älter waren als wir, waren „Bombenkerle“. Der älteste dieser Brüder war Lehrer außerhalb Roths, kam aber zur Kerb immer nach Roth. Wenn er in unserer Runde war, war was los.

Wir Kerbebuben tauschten zur Kerb Holz, das wir im Herderwald „geholt“ hatten, gegen Wein aus Rheinhessen. Diese Menge Wein war so bemessen, dass sie über die drei Kerbetage ausreichend sein sollte. Doch manchmal konnte es passieren, dass der größte Teil schon am Kerbesamstagabend getrunken war.

Franz Pieroth war lange Jahre Vorsitzender des Fußballvereins. Einmal – es war Winter und kalt – mussten wir in Bretzenheim zum Spiel antreten. Da uns Erich Orben als unser Stammtorhüter versetzt hatte, drängten wir den schon älteren Franz Ersatztormann zu machen. Dabei benutzte er den Spielerpass seines Bruders Philipp. Weil es ja kalt war, ließ Franz unter der Sportbekleidung die lange Unterhose an. Der Schiedsrichter hatte keine Bedenken! Es half aber alles nicht sehr viel, wir verloren haushoch, was nur selten nicht passierte.

Auf dem Wegedreieck Trift, Warmrother Weg und einem Feldweg im Norden stand das Haus Leimberger-Hoffmann. Die alte Frau Hoffmann, die von Eckenroth stammte, war in erster Ehe mit einem Leimberger verheiratet, der ebenfalls im ersten Weltkrieg in Frankreich gefallen war. Nach dem Krieg heiratete sie Anton Hoffmann, einen Hunsrücker. Er stammte aus der Hoffmannsmühle bei Wahlbach im Hunsrück. Anton Hoffmann war gelernter Müller. Im Nebenerwerb unterhielt auch er einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Wenn er mit seinem Kuhgespann durchs Dorf fuhr, stehend auf dem Wagen, mit der Peitsche knallend, mussten die Kühe einen flotten Schritt gehen. Der ältere Sohn Toni kam einmal mit dem Förster und den Behörden in Konflikt. Als älterer Schuljunge hatte er, mit noch anderen, im Rother Wald ein junges Reh getrieben. An einem Gatterzaun sollen sie das junge Reh gefangen und ihm mit dem Messer die Kehle durchschnitten haben. Zur Strafe durfte er über Jahre kein Messer bei sich tragen.

Gegenüber vom Haus Hoffmann am Kuhweg befand sich das Gehöft von Paul Kraus. Das vor dem 1. Weltkrieg erbaute Haus diente ausschließlich der Landwirtschaft. Die Gebäude waren, wie viele andere zu dieser Zeit, aus rauhen Backsteinen gebaut. Diese Steine wurden aus Lehm geformt, getrocknet und anschließend gebrannt. Die Reste eines solchen alten Backofens standen noch nach dem Krieg oben am Althausweg. Paul Kraus war ein Zentrumsmann, von daher bei den Nazis nicht sehr beliebt. Da sein Sohn „Schorch“ auch im Wald hauterte (Holzrücken), hatte er ein Pferdegespann. Er starb sehr früh infolge einer Verletzung, die zu spät behandelt wurde und zur Blutvergiftung führte. Er hinterließ zwei Söhne, die das Haus bald nach dem Tod ihrer Mutter verkauften.

Ganz am Ende der Trift rechts steht als letztes Haus das Gehöft Ney. Wendel Ney und seine Frau erbauten das Gehöft 1912, danach stand ihr altes Haus in der Dorfmitte leer und zerfiel. Die Familie, die eine der zwei evangelischen im Dorf war, hatte 8 Kinder. Die Tochter Ottilie, die unverheiratet war, führte während des Krieges den landwirtschaftlichen Betrieb, weil ihr Bruder Philipp im Krieg war. Wir Buben hatten dorthin wenig Kontakt, da dort keine Kinder und Jugendliche in unserem Alter waren. Später übernahm der älteste Sohn Heinrich, der Steiger in einem Bergwerk war, das Gehöft und übertrug es dann an seinen Sohn Albrecht, der es bis Ende der 90er Jahre bewirtschaftete.

Unterhalb dieses Gehöftes war die sogenannte Bleiche. Dort legten die Hausfrauen ihre Großwäsche zum Bleichen und Trocknen aus. Es befand sich dort ein Brunnen und mehrere gemauerte Becken. Wir größeren Kinder mussten schon mal dorthin, um die Wäsche zu gießen. Nach der Stilllegung siedelten sich in dem Brunnen Frösche an, die böse Buben fingen und auf ihre Art auch quälten.

Im Bereich Hoppenacker erwarb Anfang der 60er Jahre Pfarrer Dr. Münch aus der Pfarrei Ingelheim-Frei-Weinheim ein Grundstück, auf dem er eine Holzbaracke errichten ließ. Die Baracke stattete er aus als Ferien- bzw. Freizeitdomizil für seine Pfadfinderjugend. Weiter oberhalb auf dem Stemel errichtete er mit den Pfadfindern einen Altar aus Stein, der heute noch dort steht. Bei gutem Wetter wird dort noch heute, früh am Kerbesonntag eine Messe für und mit der Gemeinde Roth gehalten. Die Holzbaracke wurde 1989 abgerissen, da in diesem Bereich Wohngebäude errichtet wurden.

Ab den 1950er Jahren änderte sich mit fortschreitender Entwicklung der Charakter des Dorfes immer mehr. 1953 wurden im Ortsbereich Abwasserkanäle verlegt und anschließend die Dorfstraße ausgebaut. Die einzelnen Straßen, Wege und Plätze bekamen Namensbezeichnungen. Bis dahin waren die einzelnen Wohnhäuser durchgehend nummeriert. Nach und nach entstanden die Neubaugebiete „In der Nonnenwiese“, „Auf dem Stemel“ und „Auf dem Geishübel“.

Was aber bleibt, sind die Erinnerungen an das „alte Roth“ und die Liebe aller Bürger zu ihrem schönen und geliebten Heimatdorf.